SEITE 83

JUGENDLICHE: IN TRÄUMEN STECKT VIEL ENERGIE

SEITE 87

SCHAUSPIELER: TAUSENDE DRÄNGEN AUF DIE BÜHNE

SEITE 90

PSYCHOLOGE: ÜBER DENKRÄUME UND ENTSCHLEUNIGUNG

DURCHS NADELÖHR ZUM TRAUMBERUF

ANZEIGE

Hier arbeiten Sie hart an Ihren Soft Skills.

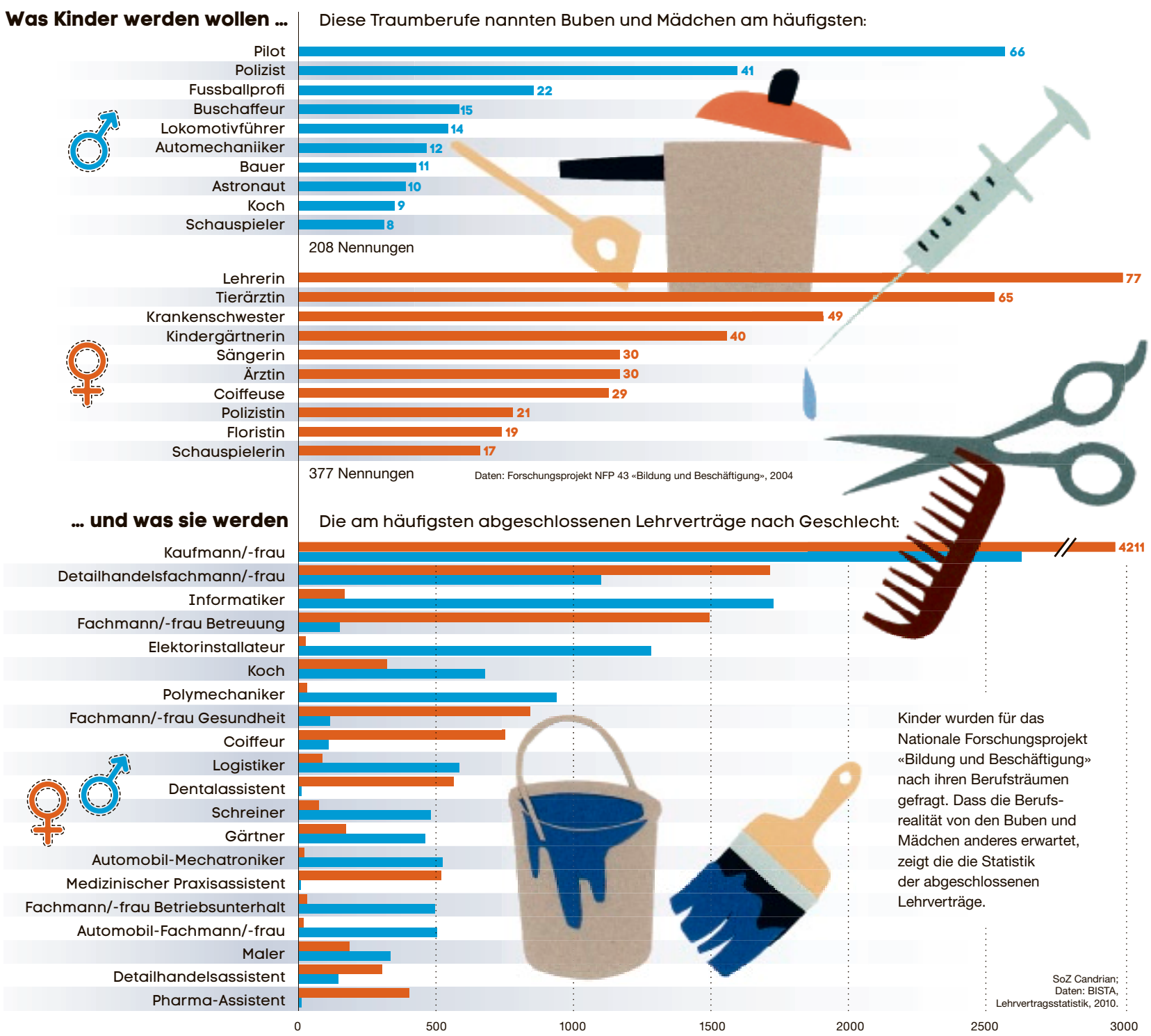
BWI Management Weiterbildung

ETH Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Seminare für Führungskräfte: «Mit Körper und Stimme wirksamer kommunizieren» vom 30. – 31. Mai 2013; «Führen von Führungskräften» vom 5. – 7. Juni 2013; «Starke Emotionen erfolgreich bewältigen» vom 3. – 5. Juli 2013. Informationen und Anmeldung unter: **www.bwi.ch**

ANZUG STATT FUSSBALLTRIKOT

Mädchen erfüllen sich ihre Berufsträume häufiger als Buben – weil sie von Anfang an realistischer sind



MISSION: POSSIBLE

NICHTS SCHLÄGT EINEN ASTRONAUTEN

Die aktuelle Werbekampagne eines Deo-Herstellers ruft uns wieder in Erinnerung: Der allercoolste Job ist jener des Astronauten! Aber um wie weiland Neil Armstrong über den Mond hopsen zu können, braucht es schon etwas mehr als wohlriechende Achselhöhlen und Wettbewerbsglück. Voraussetzung für die fünfjährige Raumfahrerausbildung bei der Europäischen Weltraumorganisation ESA sind ein Alter zwischen 27 und 37 Jahren, ein Universitätsabschluss in Naturwissenschaft, Technik oder Medizin, eine Pilotenausbildung, Englisch- und am besten auch Russischkenntnisse sowie eine tadellose Gesundheit. Neue Astronauten werden nur sporadisch gesucht, und die Chancen auf Erfolg sind gering: Von 20 000 Bewerbern werden zehn genommen. Aber immerhin! Esa.int

DEM TRAUM DIE SPOREN GEBEN...

Wenn wir schon bei Bubenträumen sind: Welcher Bub sehnte sich nicht danach, auf einem Pferd Tausende von Rindern über die unendliche Weite der Prärie zu treiben und am Abend am Lagerfeuer einen schwermütigen Country-Song zu schmettern? Die Wildwest-Romantik ist zwar vor allem eine Projektion, der Beruf des Cowboys oder Cowgirls – je nach Land auch Jackaroo/Jillaroo (Australien) oder Gaucho/Gaucha (Südamerika) genannt – existiert aber tatsächlich. Der Job ist allerdings knochenhart und umfasst viel mehr als das Treiben des Viehs – zum Beispiel auch Reparatur- und Unterhaltsarbeiten, die Pflege der Tiere, Mithilfe bei der Ernte und so weiter. Klingt das immer noch nach Traumjob? Dann empfiehlt sich eines der vielen Ranch- und Farmstay-Programme, bei denen man den Cowboyberuf ausprobieren kann.
Farmstays.org

...ODER IHN GEKONNT AUFBREZELN

Was Boys der Cowboy, ist vielen Girls die Kosmetikerin – ein Traumberuf. Die Ausbildung zur Kosmetikerin EFZ an einem Kosmetikinstitut oder an einer der vielen privaten Kosmetikschulen dauert in der Regel drei Jahre. In dieser Zeit lernen die Auszubildenden nicht nur, wie man richtig Wimpern zupft, sie erhalten auch ein umfassendes Wissen über den richtigen Umgang mit Kundinnen und Kunden, über Hygiene und Gesundheit, Spezialbehandlungen und die unzähligen Mittelchen und Tinkturen auf dem Markt. Verschiedene Schulen ermöglichen die Ausbildung zur Kosmetikerin auch auf dem zweiten Bildungsweg. Wer sich näher informieren will, ist beim Schweizer Fachverband für Kosmetik an der richtigen Adresse.
Sfkinfo.ch

WIRT ZU WERDEN, IST NICHT SCHWER...

«Wer nichts wird, wird Wirt!», hiess es früher einmal. Heute ist es für viele ein Lebenstraum, einmal ein eigenes Restaurant zu führen. 2010 registrierte das Bundesamt für Statistik (BFS) 267 neue Betriebe im Gastgewerbe. Gleichzeitig stellte das BFS aber fest, dass rund die Hälfte der neu eröffneten Betriebe keine fünf Jahre überlebt. Wirt zu sein, ist also vor allem einmal anspruchsvoll. Dabei ist es heutzutage einfach, die Grundlagen des Berufs zu erlernen – sogar per Fernkurs, zum Beispiel an der Schweizer Gastronomiefachschule. An dessen Ende steht das Wirtepatent, das in vielen Kantonen unerlässlich ist, wenn man einen Betrieb eröffnen will.
Wirtepatent.com

AUF VIER PFOTEN INS FILMGESCHÄFT

Trotz einer Castingshow an der anderen: Die Trauben hängen im Filmbusiness sehr hoch. Wer sie nicht selber erreicht, kann vielleicht seinem vierbeinigen Liebling zur grossen Karriere vor der Kamera verhelfen – und sich auf diese Weise selber ein wenig Glamour verschaffen. Die Filmschule Zimek im deutschen Minfeld hat sich darauf spezialisiert, aus einem gewöhnlichen Bello einen Kommissar Rex zu machen. In einem Trainingscamp werden die künftigen tierischen Stars bis zu zwei Jahre lang ausgebildet. Am Ende winken gut dotierte Einsätze für Film, Fernsehen und Werbung. Wer sich eher zum Ausbildner berufen fühlt, kann ein drei- bis sechsmonatiges Praktikum in einer Filmtierschule absolvieren.
Filmtierschule-zimek.de
Filmtierranch.de

LIEBE LESERINNEN UND LESER

Von welchem Beruf haben Sie geträumt, als Sie noch ein Kind waren? Lokführer? Astronaut? Schauspieler? Und heute arbeiten Sie als Sachbearbeiterin oder Informatiker in einem fensterlosen Grossraumbüro? Klingt etwas ernüchternd, aber vielleicht ist es auch ganz gut so. Von den rund 20 000 Schauspielern im deutschsprachigen Raum haben nämlich nur die wenigsten einen Job, von dem sie leben können. Und bei 20 000 Bewerbern für eine Astronautenkarriere schaffen es nur gerade zehn in die engere Auswahl. Ganz abgesehen davon, dass es einfach mehr Bodenpersonal als Highflyers braucht. Einzig als Lokführer hätten sie vielleicht Ihren Traum verwirklichen können. Wenn auch, zugegeben, der Beruf nicht mehr ganz so sexy ist wie zu den Pionierzeiten, und Sie, statt heroisch über die Schienen Europas zu brausen, heute im Schichtbetrieb mit S-Bahnen von Regionalbahnhof zu Regionalbahnhof tuckern würden.
Traum und Realität. Angebot und Nachfrage. Einige wenige haben es tatsächlich geschafft, ihr Ziel mit eiserner Disziplin verfolgt, und sie arbeiten heute glücklich (und erfolgreich) auf der Bühne, im Operationssaal oder im All. Die meisten hingegen sind weit weg von ihren ursprünglichen Wunschvorstellungen. Aber nicht weniger zufrieden. Kein Traumberuf zwar, aber eine Berufung, die ihren Fähigkeiten und Interessen entspricht.
Und vor allem Spass macht. Wenn das nicht so ist, liegt die Ursache übrigens selten bei der verpassten Nasa-Ausbildung. Oder wie es Laufbahnberater Michel Morf formuliert: «Oft ist nicht der Beruf das Problem, sondern die Stelle.»

Dominic Geisseler
stv. Chefredaktor

IMPRESSUM

DOSSIER KARRIERE
ist eine Beilage
der SonntagsZeitung

Chefredaktion Martin Spieler
Leitung Dominic Geisseler
Redaktion Marius Leutenegger
Autoren Erik Brühlmann, Markus Ganz, Benjamin Gygax, Marius Leutenegger
Art Direction Tobias Gaberthuel
Design und Layout Andrea Müller
Infografik Jürg Candrian
Produktion Marius Leutenegger, Benjamin Gygax
Fotoredaktion Sonia Favre
Coverfoto Philipp Rohner
Verlagsleitung Diego Quintarelli
Leitung Werbemarkt
Adriano Valeri, Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich, Tel 044 248 40 40, www.sonntagszeitung.ch

«SUPER, ABER JETZT ARBEITE DARAN»

Berufsträume von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen müssen ernst genommen werden – denn in ihnen steckt viel Energie

VON BENJAMIN GYGAX (TEXT) UND ANNA SOMMER (ILLUSTRATION)

Wenn ich gross bin, will ich Feuerwehrmann werden», verkündet Grisu, der kleine Drache aus der italienischen Zeichentrickserie von 1975 – und seit Generationen teilen viele Knaben seinen Berufstraum. Sie tun dies, obwohl sie kaum einen Feuerwehrmann persönlich kennen und wohl nichts wissen von den entsprechenden Anforderungen, der Ausbildung und dem beruflichen Alltag. Ob Tierpflegerin oder Lokomotivführer: Die kindlichen Vorstellungen über einen Traumberuf sind meist sehr konkret – und zugleich idealisiert. Kindern geht es eher um Grundsätzliches als um Berufsperspektiven fürs Erwerbsleben: Wie sehe ich mich selbst und wer möchte ich sein in dieser Welt? Weil Traumberufe mit Rollenbildern zu tun haben, gibt es auch deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Im Nationalen Forschungsprojekt «Bildung und Beschäftigung» wurden Kinder 2004 nach ihren Traumberufen gefragt. Mädchen gaben zur Hälfte Lehrerin, Tierärztin, Krankenschwester und Kindergärtnerin an, genannt wurden auch Sängerin und Schauspielerin. Über 50 Prozent der Buben träumten von einer Laufbahn als Pilot, Polizist oder Fussballprofi, gefolgt von Buschauffeur.

Kinder richten ihre Berufsträume an traditionellen Geschlechterrollen aus und leben Vorbildern aus Filmen und Kinderbüchern nach. Dass sie später beruflich meist etwas ganz anderes tun, hat viele Gründe: Sie schätzen mit zunehmendem Alter ihre Fähigkeiten und Interessen realistischer ein, sie erkennen irgendwann auch die weniger attraktiven Seiten eines Berufs und realisieren vielleicht sogar, wie die Chancen im Arbeitsmarkt stehen. In der Oberstufe beginnt dann definitiv der «Ernst des Lebens». Jugendliche werden zu einer vernünftigen Entscheidung über ihre berufliche Zukunft gemahnt. Eine Erhebung der Zürcher Fachstelle für die Gleichstellung von Mann und Frau von 2011 zeigt die Berufswahl der Jugendlichen. Junge Frauen entscheiden sich am häufigsten für eine Ausbildung zur Kauffrau, gefolgt von Detailhandelsfachfrau, Fachfrau Betreuung und verschiedenen Gesundheitsberufen. Auch junge Männer werden am häufigsten Kaufmann, dann folgen aber technische Berufe wie Informatiker oder Elektroinstallateur.

«AUCH KLEINE VERÄNDERUNGEN SIND WERTVOLL»

Michel Morf ist Berufs-, Studien- und Laufbahnberater beim Berufsinformationszentrum (Biz) Uster. Er begleitet Jugendliche und Erwachsene schon seit zehn Jahren bei der Berufswahl und schätzt, dass etwa ein Viertel aller Jugendlichen einen Traumberuf habe. «Viele können ihren Traum nicht begründen», sagt der Berufsberater, «oft hört man auch, der Beruf solle Spass machen, abwechslungsreich oder sinnvoll sein.» Zu den oft genannten Traumberufen gehören Modedesignerin oder Pilot, es gibt aber auch «nüchterne» Traumberufe wie das KV auf einer Bank. «In jeder Klasse findet man einen oder zwei Buben, die Profifussballer werden wollen», sagt Morf. «Das gehört natürlich zu den eher unrealistischeren Traumberufen, schliesslich müsste man dafür in der Regel schon mit 14 in einem Grossclub spielen und speziell gefördert werden.» Mädchen seien im Berufswahlprozess generell weiter und hätten meist realistischere Vorstellungen: «Sie haben sich informiert und wissen bereits, was es braucht, um ein Berufsziel zu erreichen.» Etwa die Hälfte aller Jugendlichen kommt für eine grössere Abklärung im Biz vorbei, «wo wir ihnen helfen, an ihren Berufswünschen zu arbeiten und diese in die Realität hinüberzuholen». Die andere Hälfte wird in Schulhaussprechstunden betreut.

NICHT DER BERUF, DIE STELLE IST OFT DAS PROBLEM

Zusammenfassend findet Michel Morf: «Die meisten Jugendlichen schätzen ihre Möglichkeiten recht realistisch ein.» Pilot zu werden, sei ja eigentlich nicht unrealistisch – der Weg ans Ziel sei halt einfach lang. «Wir zeigen den Jugendlichen diesen Weg auf und erklären ihnen, wie sie sich dem Traumberuf Schritt für Schritt nähern können. Wir sind sehr vorsichtig damit, Berufsträume als unrealistisch zu bezeichnen. Denn in Träumen steckt sehr viel Energie. Meist sagen wir: ‹Super, aber jetzt musst du beginnen, daran zu arbeiten›.» Generell versuche man, den Berufswünschen neutral zu begegnen: «Wenn Jugendliche uns sagen, sie wollten Grafiker werden, müssen wir ihnen erklären, dass das ein aufwendiger Weg ist und Grafiker weniger Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben als zum Beispiel Leute in Gesundheitsberufen.»

Und wie steht es um die Erwachsenen? Haben die noch Traumberufe? «Erwachsene träumen natürlich schon weniger – das Leben hinterlässt Spuren», sagt Michel Morf. «Meine Erfahrung ist eher, dass Erwachsene den Traumberuf nicht gefunden haben und hoffen, dass wir ihnen helfen können, ihn zu finden.» Und wenn sie einen Traumberuf hätten, werde im Biz vor allem der Weg dazu besprochen. «Bei Erwachsenen geht es dann oft um Fragen zur Umsetzung. Oft haben die Leute Familie und verdienen gut. Sollen sie also noch einmal zur Schule, müssen Lösungen gefunden werden.» Viel häufiger seien die Mitarbeitenden im Biz aber damit konfrontiert, dass Erwachsene aufgrund des Teams oder des Chefs mit ihrer Situation unzufrieden seien. «Dann ist häufig nicht der Beruf das Problem, sondern die Stelle.» Aber der Berufsberater rät auch Erwachsenen: «Merkt man, dass man unzufrieden ist und sich zur Arbeit zwingen muss, soll man sich nicht entmutigen lassen, sondern seinen Träumen nachgehen und eine umfassende berufliche Standortbestimmung machen.» Ob es bis zum Traumjob reiche, sei ungewiss – «aber auch kleine Veränderungen sind wertvoll».

TRAUMHAFTE REALITÄT

Ein Traumberuf hat auch Schattenseiten. Das wissen jene, die ihn ausüben, am besten – doch manche Träume bestehen auch den Alltagstest. Vier Porträts von Leuten, die ihre Jobs traumhaft finden.

VON MARKUS GANZ, MARIUS LEUTENEGGER UND ERIK BRÜHLMANN (TEXTE) UND PHILIPP ROHNER (FOTOS)

Beat Fischer, Feuerwehrmann: Teamplayer statt Held

Beat Fischer arbeitet seit 21 Jahren bei der Berufsfeuerwehr Basel. «Schon in der RS als Spitalsoldat war ich in der Löschgruppe, danach ging ich zur freiwilligen Feuerwehr, anschliessend liess ich mich zum Berufsfeuerwehrmann ausbilden», erzählt der 46-Jährige. Das Heldenepos «Backdraft» habe in ihm den Funken gezündet. Mit dem Dienst, wie er im Film dargestellt werde, habe der berufliche Alltag allerdings wenig zu tun. «Bei uns gehts um Teamwork, nicht um einzelne Helden!» Und Feuerwehrleute strebten auch nicht danach, Kopf und Kragen zu riskieren: «Wird es hektisch, heisst es: Steh still, sammle dich! Man muss dann die richtigen Mittel für den Einsatz wählen und das Risiko minimieren.»

Für Beat Fischer ist der Lützelhof, wo die 98 Mitglieder des Korps stationiert sind, ein zweites Zuhause – denn er hat hier jeden zweiten Tag 24 Stunden lang Dienst. Jeweils vier Personen teilen sich ein Ruhezimmer; auf dem Gelände gibt es auch einen Fernsehraum, eine Küche und verschiedene Werkstätten. «Ein Ferienlager ist das hier aber nicht», so Fischer. «Geht der Alarm los, müssen wir innerhalb von 60 Sekunden ausrücken können – egal, was wir gerade tun!» Selbst die Feuerwehrleute, die nicht in den Ausseneinsatz gehen, werden dann gebraucht: Sie stellen Material zusammen und beund entladen das Rettungsfahrzeug, das fünf Minuten nach einem Einsatz wieder bereit sein muss. Im Schnitt schrillt der Alarm siebenmal pro Tag. Nicht immer geht es um Brände, denn die Feuerwehrleute retten auch Katzen von Bäumen, helfen bei Wasserrohrbrüchen, kommen auf dem Rhein mit Booten zum Einsatz und vieles mehr.

Der ungewöhnliche Dienstbetrieb belaste das Familienleben weniger, als man denken könnte. «In der Regel kommt ein Vater abends müde nach Hause und hat nicht viel von seinen Kindern. Ich konnte tageweise für meine Kinder da sein und sie deshalb ganz anders wahrnehmen.» Die Kehrseite sei der Wochenenddienst, aber daran gewöhne man sich schnell.

Der Weg zum Berufsfeuerwehrmann ist eine klassische Zweitausbildung, sprich: Man muss einen – bevorzugt handwerklichen – Beruf erlernt haben, bevor man Feuerwehrmann werden kann. Was es sonst noch braucht? «Die Bereitschaft, unregelmässig zu arbeiten, und körperliche Fitness», sagt Fischer, der selbst gelernter Spengler ist. Für ihn ist sein Beruf immer noch ein Traumjob: «Man kann helfen, man hat tolle Technik zur Verfügung – und man spürt nach jedem Einsatz die Dankbarkeit der Bevölkerung!»

Jasmin Wernli, Videojournalistin: Beharrlichkeit und Glück

In der Sekundarschule ging es mir wie vielen Teenies», sagt die 29-jährige Jasmin Wernli: «Ich hatte keinen Plan.» Typischerweise entschied sie sich damals für eine KV-Lehre. Vor etwa fünf Jahren hatte sie vom Bürojob aber genug und ging zur Berufsberaterin. Als diese nach mehreren Tests den Beruf der Journalistin ins Spiel brachte, machte es bei Jasmin Klick. «Ich spürte: Genau das wollte ich schon immer machen – Geschichten erzählen! Ich wagte nur nie, so etwas überhaupt zu denken.»

Da sie nicht so gern schreibt, drängte es Jasmin Wernli zum Fernsehen. Trotzdem entschied sie sich für eine Journalismusausbildung im Bereich Print an der Schule für Angewandte Linguistik (SAL) in Zürich. «Ich wollte unbedingt noch einmal die Schulbank drücken. Und die SAL kann man auch berufsbegleitend absolvieren.» Sie halbierte ihr Arbeitspensum, gab Auto und Wohnung auf und zog zu ihrem Vater. Das Engagement trug Früchte: Noch während der Ausbildung konnte sie ein dreimonatiges Praktikum bei der «Tagesschau» von SRF machen, anschliessend bekam sie eine Praktikumsstelle beim winzigen Regionalsender Züriplus. Dort lernte sie das Handwerk als Videojournalistin nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum. «Am Montag begann ich, am Dienstag musste ich meinen ersten Beitrag abliefern. Die Bilder waren grausam überbelichtet.»

Irgendwann liessen Schule und Praktikum keine Zeit mehr für anderes. Weil der Praktikantenlohn von 400 Franken nicht einmal die Schulgebühren deckte, halfen Freund und Vater aus. «Es war eine harte Zeit, doch ich spürte: Das ist genau das, was ich will.» Und sie habe dann einfach wahnsinnig viel Glück gehabt: Gleich nach Abschluss der dreieinhalb Jahre dauernden Ausbildung bekam sie eine der wenigen freien Stellen im Fernsehbusiness – vor zwei Monaten wurde sie Videojournalistin beim Ostschweizer Regionalsender Teletop.

«GENAU DAS WOLLTE ICH SCHON IMMER MACHEN»

«Ich mache die Arbeit dort unglaublich gern», sagt sie strahlend. «Zum einen gefällt mir, dass man einen Beitrag wirklich so gestalten kann, wie man will, zum anderen finde ich die Inhalte spannend.» Sie berichtet ebenso gern über eine Suppenküche am Zürcher Paradeplatz wie über einen Thurgauer Holzkünstler oder eine Spendenaktion. Glamour brauche sie nicht. «Es ist schön, wenn man auch Hans Müller eine Stimme geben kann», findet sie.

Heute verdient Jasmin Wernli gleich viel wie nach der Lehre. «Journalismus wählt man nicht, um reich zu werden, sondern aus Leidenschaft», ist sie überzeugt. Der Job gebe ihr eine tiefe Befriedigung, auch wenn sie wisse: «Ich bin keine Topjournalistin.» Anders als viele ihrer Kollegen wirkt Jasmin Wernli nicht eitel. Weil es ihr nicht um die eigene Berühmtheit geht, zieht es sie auch nicht vor die Kamera. «Hinter der Kamera kann mich niemand sehen – und daher kann auch niemand daheim auf dem Sofa über meine Frisur herziehen, wie man dies bei Moderatorinnen gern tut.»

Guy Morin, Regierungspräsident von Basel-Stadt: Kein Bubentraum, aber Erfüllung

Ist Politiker ein Traumberuf? Es muss so sein – schliesslich kämpfen Leute landauf, landab um Ämter. «Als Kind wollte ich aber nicht Regierungspräsident werden», meint der 56-jährige Guy Morin lachend. Der Weg zu diesem Amt führte über Umwege. Eine grosse Rolle spielten dabei Vorbilder, etwa der Dorfpfarrer, der Morin zum Theologiestudium motivierte. Nach einem Jahr brach der Basler dieses aber ab. «Religiosität ist für mich etwas Persönliches. Ich hatte nicht das Bedürfnis, sie jede Woche offenzulegen und zu verkünden.» Den betreuerischen Aspekt des Pfarrberufs – sich um die Menschen zu kümmern – lebte er trotzdem aus: Morin studierte Medizin und übernahm nach einer Assistenzzeit eine Hausarztpraxis.

In seinem Studium sei er sich bewusst geworden, «dass die Tätigkeit als Arzt nicht ausreicht, wenn man sich ganzheitlich ums Individuum und sein soziales Umfeld kümmern will». Deshalb betätigte er sich auch gesellschaftlich, wurde aktiv etwa bei den Ärzten zur Verhütung des Atomkriegs und bei den Ärzten für Umweltschutz. Nach den Katastrophen von Schweizerhalle und Tschernobyl 1986 «rutschte» er dann in die Politik. «Ich wurde telefonisch angefragt, ob man mit meinem Namen noch eine Wahlliste für den Grossen Rat von Basel-Stadt auffüllen könne. Eine Chance hätte ich als Parteiloser ohnehin nicht. Prompt wurde ich aber gewählt.» Nach 13 Jahren im Parlament, während deren er weiterhin als Hausarzt tätig war, setzte er vier Jahre aus. 2004 liess er sich von den Grünen für den Regierungsrat portieren und wurde gewählt. Seit 2009 – und mindestens bis 2017 – ist er Regierungspräsident.

Guy Morin erfüllt das Amt, weil er sich darin noch stärker für das Gemeinwesen einsetzen könne und dafür viel Wertschätzung erhalte. Dass er alle Gesellschaftsgruppen kennen und verstehen lerne, sei ein Gewinn für ihn. «Der Dialog ist spannend, weil man so die eigenen Wertvorstellungen auf die Probe stellt und schärft.» Aufreibend sei manchmal, dass man die eigenen Erwartungen etwas zurückschrauben müsse, weil es Mehrheiten zu gewinnen gelte. «Es braucht im schweizerischen System einen langen Atem. Aber man kann einiges bewirken.»

Spannend findet Guy Morin auch die Vielfalt der zu behandelnden Themen. «Ich muss mir nicht im Detail das dazugehörige Fachwissen aneignen. Aber ich muss das Aufgabengebiet kennen und verstehen lernen, um die richtigen Schlüsse zu ziehen.» Schwierig sei, dass die Themen, mit denen er zu tun habe, rasch wechselten. «Da kommt mir meine Erfahrung als Hausarzt entgegen, der im Takt von 10 oder 15 Minuten anderen Menschen gegenübertreten muss. Da muss man auch rasch eine Diagnose stellen und das weitere Vorgehen beschliessen.»

Canan Acar, Tierpflegerin Knies Kinderzoo: Den Kamelnamen eintätowiert

Die Kamele in Knies Kinderzoo in Rapperswil sind etwas aufgeregt – ein Fotograf kommt schliesslich nicht alle Tage ins Gehege. Neugierig drängen sich einige heran, verrenken ihre Hälse. Und mittendrin steht die 28-jährige Canan Acar, die Revierverantwortliche bei den Trampeltieren. Sie strahlt übers ganze Gesicht. Umso mehr überrascht, dass sie sich als Kind gar nie überlegt habe, Tierpflegerin zu werden. «Ich war schon damals gern mit Tieren zusammen, etwa mit den Hunden meiner Grossmutter. Ich konnte manchmal auch reiten gehen und half in den Ferien im Pferdestall. Aber es war klar: Mein Vater wollte, dass ich einen ‹richtigen› Beruf erlerne.» So fing sie eine Lehre als Konditor-Confiseurin an, die ihr aber nicht gefiel.

«DAS MISTEN GEHÖRT EINFACH DAZU»

Daraufhin machte Canan Acar ein Praktikum im Walter-Zoo in Gossau SG – und blühte sofort auf. Das freute auch die Eltern, die sie deshalb darin unterstützten, weiterhin dort zu arbeiten. Canan Acar blieb gleich zwei Jahre und kam im Walter-Zoo auch erstmals mit Kamelen in Kontakt. «Diese Trampeltiere faszinierten mich sogleich, nicht nur durch ihren Körperbau. Sie haben teilweise einen sehr speziellen Charakter; viele sind verschmust, es gibt aber auch freche.» Als Canan Acar dann zu Knies Kinderzoo wechselte, wollte sie zu den Kamelen. Und zeigte dort derart viel Leidenschaft bei der Betreuung, dass man ihr die Möglichkeit bot, die dreijährige Ausbildung zur Tierpflegerin zu absolvieren. Sie habe die Chance gepackt und mit Bravour abgeschlossen, meint denn auch Benjamin Sinniger von der Zoo-Direktion mit sichtlichem Stolz.

Canan Acar kennt natürlich die Realität, dass man als Tierpflegerin hauptsächlich mit Misten beschäftigt ist. «Das gehört einfach dazu. Ich mache es gern, denn ich möchte es den Tieren möglichst angenehm machen. Sie sind mir ans Herz gewachsen, weil ich fast jeden Tag um sie herum bin und sie sehr gut kenne.» Suleika ist der Name ihres Lieblingskamels – ihn hat sich Canan Acar in prächtiger Verzierung auf den Arm tätowieren lassen. Da sie noch mehr über Kamele erfahren wollte, reiste sie im letzten November mit einer Kollegin in die Mongolei. «Ich wollte sehen, wie Kamele in ihrer Ursprungsgegend leben. Es war ein wahres Abenteuer. Wir lebten in Jurten, ritten in der Wüste Gobi auf Kamelen und konnten auch einheimische Wildtiere beobachten.»

TEMPORÄRE ERFÜLLUNG – FALLS DIE FIRMA MITMACHT

Wer keinen Traumberuf ausübt, kann sich vielleicht während eines Sabbaticals verwirklichen

Bei jeder Tätigkeit kann irgendwann der Moment kommen, in dem die Luft draussen ist. Der Wecker wird zum Feind Nummer eins, die Arbeit verkommt zum Dienst nach Vorschrift. Da können wohl nur Ferien helfen – oder? Norbert Semmer, Professor für Arbeits- und Organisationspsychologie an der Universität Bern, widerspricht: «Ferien sind zur Erholung da. Hier gilt: Viele kurze Ferien sind effektiver als wenige längere.» Die Forschung zeige zwar, dass sich während und nach den Ferien ein Erholungseffekt einstelle; der halte aber nicht lange an. «Stellt sich dauerhaft ein Hamsterrad-Gefühl ein, ist es wirksamer, ein Sabbatical zu beantragen.»

«Sabbatical» – das klingt irgendwie biblisch. Tatsächlich heisst es im 2. Buch Mose: «Sechs Jahre sollst du dein Land besäen und seinen Ertrag einsammeln. Im siebten aber sollst du es brachliegen lassen und nicht bestellen.» Auf heutige Verhältnisse umgemünzt, würde das bedeuten: Nimm dir alle sieben Jahre eine Auszeit von der Arbeit! Gemeint ist damit aber nicht einfach ein überlanger Urlaub. «Ein Erholungsteil gehört natürlich dazu», sagt Norbert Semmer. «Häufig wird aber während eines Sabbaticals in der einen oder anderen Form gearbeitet.» Denn das Sabbatical bietet einem die Möglichkeit, endlich das zu tun, was man schon immer tun wollte: anderen helfen, als Tierpfleger arbeiten, sich mit Kunst beschäftigen oder spannende Entwicklungen in der eigenen Branche beobachten. «Wichtig ist aber bei einem Sabbatical, dass man sich dabei nicht selbst unter Druck setzt und zum Beispiel von einem Kurs zum anderen hetzt», so Semmer. Ebenso kontraproduktiv sei es, während der Auszeit schnell einige E-Mails zu beantworten oder ständig für die Fragen und Probleme der Kollegen verfügbar zu sein – so verkomme ein Sabbatical zu einer Art unbezahltem Alltag.

BEI DER ABB GEHEN VOR ALLEM DIE JÜNGEREN

An den Hochschulen und Universitäten sind Sabbaticals längst institutionalisiert. Sie werden zumeist für Forschungen genutzt. In der Wirtschaft setzt sich das Konzept aber nur zögerlich durch. «Dabei wäre ein Sabbatical für Menschen, die konzeptionell arbeiten – also in der Regel die Kaderangestellten –, äusserst wichtig, damit sie Ideen entwickeln können und wieder für neue Ansätze aufnahmefähig sind», findet Norbert Semmer. Das käme wiederum den Unternehmen zugute. Dies sieht man auch bei der Swisscom so, wo Kaderleute seit fünf Jahren zwei- bis dreimonatige Auszeiten nehmen können. «Die Leistungsbereitschaft und die Zufriedenheit der Kadermitarbeitenden sind entscheidend für den Erfolg von Swisscom», sagt Sepp Huber, Leiter Mediendienst des Unternehmens.

AUCH DIE UNTERNEHMEN PROFITIEREN VON SABBATICALS

Durch das Sabbatical sollen die Mitarbeitenden «mit einem freien Kopf kreativer und offener an Aufgaben herangehen können.» Eine interne Umfrage zeige die Wirksamkeit der Massnahme. «Schön ist auch zu sehen, dass viele nach eigenen Angaben gelernt haben, loszulassen und ihrem Team Verantwortung zu übergeben», so Huber.

Bei der UBS sind sogar Auszeiten von bis zu einem Jahr möglich. Direktionsmitglieder – immerhin ein Drittel der über 22 000 UBS-Angestellten in der Schweiz – können neu auch eine einmalige Auszeit von sechs bis acht Wochen anlässlich ihres 15-Jahr-Dienstjubiläums beziehen. Die Hälfte dieser Zeit stellt das Unternehmen als zusätzliche Ferientage zur Verfügung. Bei ABB Schweiz heissen Sabbaticals Berufsunterbruch und dürfen zwischen sechs Monaten und drei Jahren dauern; kürzere Unterbrüche gelten als unbezahlter Urlaub. «Grundsätzlich steht diese Möglichkeit allen Mitarbeitenden offen», sagt Mediensprecherin Melanie Nyfeler. Voraussetzungen seien eine gute Qualifikation und eine Tätigkeit für ABB Schweiz von mindestens drei Jahren, zudem müsse die Stellvertretung am Arbeitsplatz gewährleistet sein. «Berufsunterbrüche können fachliche und persönliche Impulse geben, von denen auch die Firma profitiert», so Melanie Nyfeler. Genutzt werde das Angebot bisher vor allem von jüngeren Mitarbeitenden und dem unteren Kader.

SABBATICALS KÖNNEN AUCH EIN BURN-OUT ABWENDEN

Können sich nur grosse Unternehmen monatelange Abwesenheiten von Mitarbeitenden leisten? «Natürlich ist es für ein KMU etwas schwieriger, einen Mitarbeitenden während eines Sabbaticals temporär zu ersetzen», sagt Norbert Semmer. «Anderseits geht man bei einem KMU oft auch einfach reflexartig davon aus, ein Sabbatical sei nicht machbar.» Semmer rät deshalb, dass jedes Unternehmen die Anfrage eines Mitarbeitenden zumindest gründlich überdenken sollte. In der Regel sei es ja ohnehin meist so, dass Kaderangestellte viel unterwegs seien und die Angestellten in Eigenverantwortung das Geschäft am Laufen hielten. Meetings, repräsentative Aufgaben und so weiter könnten oft auch von Stellvertretern übernommen werden.

Es klingt, als sei ein Sabbatical das, was man in der Managersprache eine Win-Win-Situation nennt: Die Mitarbeitenden können ein drohendes Burn-out abwenden, sich erholen und endlich das tun, was sie schon immer tun wollten – und die Unternehmen erhalten nach der Auszeit frische, motivierte und neu befähigte Mitarbeitende zurück. Doch Vorsicht: «Um ein bereits bestehendes Burn-out zu kurieren, ist ein Sabbatical eher nicht geeignet», sagt Norbert Semmer. «Um es gar nicht erst so weit kommen zu lassen, ist ein Sabbatical jedoch ideal.» Dazu müsse man die Auszeit aber rechtzeitig nehmen und Burn-out-Symptome erkennen: «Ein Burn-out kann zwar plötzlich auftreten, es baut sich aber schleichend auf. Man darf die Warnsignale nicht einfach ignorieren oder wegerklären, sondern muss sie ernst nehmen» – und rechtzeitig die Vorgesetzten fragen, ob sie einem eine Auszeit gönnen. ERIK BRÜHLMANN

ANZEIGE

Flexibel studieren

Bachelor of Science:
- Betriebsökonomie
- Informatik
- Wirtschaftsinformatik
- Wirtschaftsingenieur
- Passerellen für HF-Abschlüsse

Master of Science:
- Business Administration
  mit Vertiefung Innovation Management

Weiterbildungen:
- Executive MBA
- MAS Business Law
- MAS Gesundheitsförderung
- MAS Business- & IT-Consulting
- MAS Web4Business
- CAS Potenzialdiagnostik

FFHS
Fernfachhochschule Schweiz
Zürich | Basel | Bern | Brig
Mitglied der SUPSI

2 Tage Präsenz pro Monat, Wahl zwischen 4 Standorten

www.ffhs.ch

Tel.: +41 (0)27 922 39 00 oder +41 (0)44 842 15 50

FOTOS: JOHANNES DIETSCHI/ZHDK

Schauspiel-Ausbildung an der Zürcher Hochschule der Künste:

PERIKLES MIT STAATSDIPLOM

Schauspieler ist der Traumberuf schlechthin – doch für eine überwältigende Mehrheit bleibt er Schaum

VON MARIUS LEUTENEGGER

Obwohl es im deutschsprachigen Raum viel zu viele Schauspieler gibt, drängen noch immer Tausende in die staatlichen Schulen

Kaum ein Beruf weckt derartig trügerische Hoffnungen wie der des Schauspielers», heisst es im Ratgeber «Traumberuf Schauspieler». «Heute gibt es in Deutschland, Österreich und der Schweiz 15 000 bis 25 000 Schauspieler. Der Arbeitsmarkt ist mit Darstellern überschwemmt.» Diese Ausgangslage hat Luzia Gisler nicht davon abgehalten, es mit der Schauspielerei zu versuchen. Die 25-jährige Hauswirtschafterin aus der Urner Berggemeinde Isenthal entdeckte ihre Liebe zur Bühne schon als Kind. «In unserem Dorf haben wir eine Theatergruppe, und als ich 15 Jahre alt war, gab es erstmals eine Rolle für mich.» Nach sieben Inszenierungen spürte sie: «Ich will das vertiefen!» Sie habe sich lange gesagt, Schauspielerin sei kein realistisches Berufsziel, «aber der Wunsch, es zu versuchen, wurde immer stärker – bis ich mich entschied: Jetzt pack ich es an!» Im Internet stiess sie auf die private Schauspielschule Vera Forster in Zürich. «Mich überzeugte, dass es hier eine dreimonatige Probezeit statt einer Aufnahmeprüfung gibt. So konnte ich herausfinden, ob mir die Ausbildung überhaupt gefällt.» Mittlerweile besucht Luzia Gisler die Schule seit eineinhalb Jahren, berufsbegleitend an zwei Nachmittagen pro Woche. Der Unterricht findet in Kleinklassen von fünf Leuten statt; es wird viel improvisiert, man macht Sprechtechnik, entwickelt Figuren und erarbeitet Rollen. Die Ausbildung kostet monatlich 650 Franken und dauert drei Jahre.

KAUM PLATZ FÜR QUEREINSTEIGER

Luzia Gisler betont immer wieder: «Ich weiss, der Weg auf die Bühne ist steinig.» Wie steinig, weiss Peter Ender, Leiter der Vertiefung Schauspiel im Masterlehrgang an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHDK): «Von den 14 Abgängern unseres aktuellen Studiengangs haben bisher 8 ein festes Engagement.» Aufgrund der leeren Kassen der öffentlichen Hand werden viele Ensembles verkleinert; sogar das Wiener Burgtheater strich in den letzten Jahren Dutzende Stellen. Die Zahl der Leute, die in den Beruf drängen, wird aber kaum kleiner. «Es gibt so viele Schauspielschulen», seufzt Ender. «Ich will keine Kollegenschelte betreiben, aber Leute, die unbedingt zum Theater wollen, geniessen wenig Schutz. Sie geraten oft in Situationen, in denen sie für viel Geld wenig Ausbildung bekommen.» Und die sie kaum ihrem Berufsziel näherbringen – denn mit ganz wenigen Ausnahmen werden die Privatschulen von den staatlichen Theatern nicht anerkannt. Der Weg auf eine bekannte Bühne führt fast ausschliesslich über die staatlichen Ausbildungsstätten. Das System ist wenig durchlässig, und anders, als man das bei künstlerischen Berufen vielleicht erwarten würde, gibt es kaum Platz für Quereinsteiger und originelle Bildungswege. Diplome sind in der Theaterszene heute so wichtig wie in den meisten anderen Branchen auch.

In der Schweiz gibt es vier staatliche Theaterschulen: neben der ZHDK die Hochschule der Künste Bern, die Haute école de théâtre de Suisse Romande in Lausanne und die Scuola Dimitri in Verscio. Die Zulassungsbedingungen zu diesen Schulen sind streng. Wer an der ZHDK Schauspiel studieren möchte, muss 17 bis 25 Jahre alt sein, eine Matura oder einen Fachmittelschulabschluss vorweisen können – und die Aufnahmeprüfung bestehen. Diese Hürde ist sehr hoch, denn für die jährlich etwa 12 Ausbildungsplätze bewerben sich bis zu 400 Frauen und Männer. «An anderen Schulen ist das Verhältnis noch ungünstiger», sagt Peter Ender. Das Theaterstudium an der ZHDK ist zweistufig aufgebaut. Im dreijährigen Bachelor-Studiengang sammeln die Schauspiel-Studierenden praktische Erfahrungen im Bewegen, Wahrnehmen, Sprechen, Improvisieren. Beim anschliessenden zweijährigen Master-Studiengang ist die «eigene Autorenschaft» gefordert; die Absolventen lernen, wie man anspruchsvolle Produktionen und Projekte umsetzt, und sie sollen nach Abschluss in der Lage sein, «am Diskurssystem von Kunst und Wissenschaft teilzunehmen». Das klingt nicht gerade nach Glamour, aber man bewegt sich eben im ernsthaften Hochschulumfeld, wo es auch um die MA-Diplomthesis und Forschungsprojekte geht.

«WER ZUM THEATER WILL, GENIESST WENIG SCHUTZ»

Bei der Ausbildung kommt der Spieltrieb aber nicht zu kurz. An diesem Freitagnachmittag arbeitet Peter Ender mit einer fünfköpfigen Gruppe aus Bachelor-Studierenden an «Perikles, Prinz von Tyrus». Im Rahmen eines Moduls entwickelt die Gruppe aufführungsreife Szenen aus Shakespeares Drama. Die Arbeit ist intensiv und präzis. Peter Ender stellt hohe Ansprüche und fordert volle Präsenz ein. Schon beim einleitenden Gehen im Raum korrigiert er unablässig die innere Haltung der Studierenden, die sich in falscher Körperhaltung oder verräterischen Bewegungen niederschlägt; nachher lässt er den gleichen Satz immer wieder sprechen, bis die Fokussierung da ist, die er sucht. Die Studierenden bieten viel an und loten Grenzen aus. Die grundlegende Technik – etwa Körperbeherrschung oder Sprechkompetenz – ist kein Thema und wird vorausgesetzt. Der Schauspieler brauche heute viel Eigenkompetenz, wird Ender in einer Pause sagen. «Regisseure sagen nicht mehr, wie man etwas tun soll – der Schauspieler steht selber in der Verantwortung.» Er muss eine Situation sofort begreifen, etwas ansatzlos umsetzen können, die richtige Balance zwischen den Ausdrucksmitteln finden. Wie bei allen Tätigkeiten entwickelt man diese Fähigkeiten vor allem durch Übung, Versuch und Irrtum – oder wie es Peter Ender anhand eines Beckett-Zitats ausdrückt: «Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.»

ÜBERLEBEN IN FREIHEIT IST MÖGLICH

Wer besser scheitern darf, hat wohl viel Glück gehabt. Selbst an den Rändern des etablierten Betriebs wird die Luft für Schauspieler immer dünner – zum Beispiel in der freien Szene. Ihr entspringen etwa jene Projekte, die man im Schlachthaus Bern sehen kann. Rund 260 Schauspielerinnen und Schauspieler der freien Szene sind dem Berufsverband der freien Theaterschaffenden ACT angeschlossen. Claudia Galli vom ACT bestätigt: «Die meisten unserer Mitglieder haben eine der vier staatlichen Schulen absolviert.» Dort knüpfe man eben auch die für den Beruf unerlässlichen Kontakte. «Wer über kein Netzwerk verfügt, hat kaum eine Chance auf Engagements.» Immerhin sei man in der Schweiz zum Überleben nicht unbedingt auf eine Anstellung an einem grossen Haus angewiesen. «Anders als etwa in Deutschland kann man bei uns in der freien Szene ein existenzsicherndes Einkommen erzielen», sagt Claudia Galli. «Die Förderstellen, welche die Bühnen der freien Szene unterstützen, verlangen immer häufiger, dass zumindest die von uns empfohlenen Mindestlöhne bezahlt werden.»

Was bleibt Theaterbegeisterten, denen der vorgegebene Weg über die staatlichen Schulen verwehrt bleibt? Sie können sich überall bewerben, wo Darsteller gesucht werden. Sie können sich als Statisten betätigen und so Theaterluft schnuppern. Und natürlich finden sie überall kleine Ensembles, die Mitwirkende suchen. Wer in einer solchen bunten Truppe mitmacht, geniesst die schönen Seiten des Theaters und darf seine Spielfreude ohne brutale Konkurrenz und wirtschaftlichen Druck ausleben. Auch Luzia Gisler kann sich durchaus vorstellen, wieder bei der Theatergruppe Isenthal mitzutun, wenn es mit der Karriere auf den grossen Bühnen nicht klappt. «Ich bin ein Mensch, der die Dinge auf sich zukommen lässt», sagt sie. «Ich weiss, dass hier draussen niemand auf mich wartet. Aber ich will einfach spielen.»

HARTNÄCKIGER GLANZ

Manche Jobs stehen schon seit Generationen auf der Liste der Traumberufe. Doch belegen sie dort ihre Plätze noch immer zu Recht?

VON MARIUS LEUTENEGGER UND ERIK BRÜHLMANN (TEXT) UND ANNA SOMMER (ILLUSTRATION)

VOM HALB- ZUM ACHTELGOTT

Spitäler werden immer stärker zu Industriebetrieben – dennoch ist das Interesse am Medizinstudium viel grösser als die Zahl der Studienplätze

In der «Schwarzwaldklinik», bis heute eine der erfolgreichsten deutschen Fernsehserien, zeigten Professor Brinkmann und sein smarter Sohn, was ein echter Arzt ist: ein multifunktionaler, extrem kompetenter Held, dem man bedingungslos vertrauen kann. Die beiden hatten tolle Häuser und ebensolche Fahrzeuge, wurden von den Frauen geliebt, von den Männern bewundert und vom Pflegepersonal verehrt.

In den 1980er-Jahren war diese Darstellung nicht einmal so übertrieben – der Arzt durfte sich damals tatsächlich noch als Halbgott in Weiss fühlen und genoss höchste Anerkennung. Heute ist er bestenfalls noch ein Achtelgott, der unter Überbelastung, Kostendruck und Regulierungswahn leidet; die Spitäler werden immer stärker zu Industriebetrieben, Zeit für das fast seelsorgerische Gespräch mit Kranken bleibt kaum noch. Der Verband Schweizerischer Assistenz- und Oberärztinnen und -ärzte verweist in der Kampagne «Spital illegal» darauf, dass seine Mitglieder oft 12 Tage am Stück und 60 Stunden pro Woche arbeiten müssen. Steht ein ganzer Berufsstand an der Grenze zum Burn-out?

Angesichts der Entwicklung überrascht es zunächst nicht, dass es in der Schweiz viel zu wenig medizinischen Nachwuchs gibt. 2011 wurden 4 Prozent weniger Abschlüsse in Humanmedizin registriert als 1990, trotz stark gewachsener Bevölkerung und dem steten Ausbau des Gesundheitswesens. Die Lücke, die sich öffnet, wird mit jährlich 1000 neuen Ärzten aus dem Ausland gestopft.

Der hiesige Ärztemangel hat aber weniger mit dem Wandel des Berufs zu tun als mit Eingriffen in den Markt. Weil man in den 1990er-Jahren eine Ärzteschwemme befürchtete, wurde die Zahl der Ausbildungsplätze mit einem Numerus Clausus künstlich verknappt. Und weil das Gesundheitswesen immer teurer wird, erliess der Bund 2002 einen Zulassungsstopp für Ärzte – in der Überzeugung, dass mehr Ärzte auch mehr Kosten verursachten. 2011 wurde der Zulassungsstopp zwar aufgehoben, der Bundesrat will den Kantonen jetzt aber erneut erlauben, die Zahl der Spezialärzte bei Bedarf zu beschränken.

Anders, als die Zahl der Abschlüsse suggeriert, ist der Arztberuf für viele ein Traumberuf geblieben. 2011 bewarben sich rund 3200 Frauen und Männer um die 710 Studienplätze an den vier Schweizer Medizinfakultäten. In seinem neuen Buch «55 Gründe, Arzt zu werden» listet Dr. med. Markus Müschenisch säuberlich auf, warum der Arztberuf attraktiv ist und bleibt: Mediziner können überall tätig sein, verdienen noch immer gut, arbeiten in einem Bereich, der sich ständig entwickelt. Und vor allem: Sie müssen sich nicht ständig fragen, ob ihr Tun sinnvoll ist.

FLÜGEL GESTUTZT

Piloten haben ihren Beruf aus Leidenschaft gewählt – müssen aber zunehmend mehr Druck aushalten

«Grundsätzlich ist Pilot immer noch ein Traumberuf», findet Thomas Steffen, Pressesprecher von Aeropers, dem Berufsverband des Cockpitpersonals der Swiss. «Pilot wird man nicht aufgrund von Überlegungen, wie sie vielleicht ein angehender Manager anstellt. Pilot wird man aufgrund eines inneren Antriebs, aus Begeisterung.» Fliegen fasziniere auch nach langer Zeit und vielen Flügen noch immer, «fast jeder Tag ist anders, ausserdem ist es spannend, immer wieder mit neuen Leuten zusammenzuarbeiten und an Orte zu gelangen, die man privat vielleicht nie bereisen würde».

Generell liessen sich die Bedingungen aber nicht mehr mit früher vergleichen. «Die Airlines sind unter Druck, und das geht auch an den Mitarbeitenden nicht spurlos vorbei – Ruhezeiten werden kürzer, Arbeitszeiten länger.» Zu den Schattenseiten zählt auch die gesundheitliche Belastung: Viele Flüge finden in der Nacht statt, die Zeitverschiebungen

und Wechsel der Klimazonen sind strapaziös, die Piloten sind zum Teil einer höheren Strahlenbelastung ausgesetzt als ein Arbeiter in einem Atomkraftwerk. «Zudem ist der Arbeitsplatz im Cockpit sehr lärmbelastet und entspricht nicht den Richtwerten der Suva für konzentriertes Arbeiten», sagt Thomas Steffen. Der Flugverkehr kennt weder Feiertage noch Wochenenden, und «wenn die Schweiz Ferien hat, dann fliegen wir sie dahin. Wir erhalten oft Ferien zugeteilt, wenn unsere Kinder oder Ehepartner nicht frei haben.»

Die Nachteile wirken sich offenbar auf das Interesse am Beruf aus. «Allein die Tatsache, dass bei Swiss heute die Mehrheit der neu angestellten Piloten und Pilotinnen keine Schweizer mehr sind, zeigt für mich, dass der Beruf hierzulande nicht mehr so attraktiv scheint», meint Steffen. Der Beruf sei immer noch schön und spannend, zieht er ein Fazit, «aber wenn die Arbeitsbedingungen sich weiter verschlechtern, werde ich mir in Zukunft gut überlegen, ob ich die Wahl meines Berufs noch empfehlen kann. Sollte es eines Tages aufgrund des wirtschaftlichen Drucks nicht mehr möglich sein, die Passagiere sicher und zuverlässig ans Ziel zu bringen, wäre dies der Moment, meinen Job an den Nagel zu hängen.»

NACH DER PARTY DIE NORMALITÄT

Das Prestige des Bankers hat gelitten – schlecht geht es Bankangestellten trotzdem nicht

In den 1980er-Jahren, als Reagan im Weissen Haus und Thatcher in Downing Street 10 sassen, war «Kapitalismus» noch kein Schimpfwort. Finanzhaie galten zwar schon damals als liederliche Spezies, aber wie ihre Gegenstücke in den Weltmeeren wurden sie genauso gefürchtet wie bewundert. Ihr fiktiver Prototyp war Gordon Gekko, die Hauptfigur des Films «Wall Street» von 1987: ein skrupelloser Mistkerl, der wie einst König Midas alles zu Gold macht, was er anfasst. Mancher junge Mensch, der damals die Bankenwelt

betrat, sah im mächtigen Gekko wohl auch ein Vorbild. Spätestens seit der Finanzkrise ist die Zeit des bösen Helden aber abgelaufen. Im Fortsetzungsfilm «Wall Street – Geld schläft nicht» von 2010 gibt Michael Douglas den geläuterten Gekko, dem die Familie über die Milliarden geht. Die Wandlung der Filmfigur zeigt, wie stark sich das Banker-Image in den letzten Jahren verändert hat. Geld ist heute generell verdächtig, viel Geld gilt schnell einmal als Indiz für krumme Touren oder – noch schlimmer – für Ungerechtigkeiten. Der Banker läuft vor diesem Hintergrund Gefahr, in der Gesellschaft jene Rolle einzunehmen, die einst der Scharfrichter hatte: Man sieht zwar ein, dass es ihn irgendwie braucht, aber man möchte lieber nichts mit ihm zu tun haben.

Natürlich waren die Gekkos immer nur eine kleine Minderheit unter den Bankern, für Bankangestellte gilt heute aber eine Art Sippenhaft. Der Generalverdacht geht inzwischen so weit, dass der Genfer Anwalt Douglas Hornung seinen Kunden aus dem Finanzsektor rät: «Verlassen Sie die Schweiz nicht mehr.» Denn in den USA wurden auch schon unbescholtene Schweizer Banker bei der Einreise verhaftet; durch die Medien ging die Geschichte zweier Schweizer Banker-Kinder, die stundenlang von amerikanischen Grenzbeamten über das elterliche Tun verhört wurden.

Verschlechtert hat sich nicht nur das Image des Bankangestellten, auch seine Zukunftsaussichten sind nicht mehr so rosig wie einst. Die Bankenvereinigung Swissbanking schätzt, dass die Zahl der Erwerbstätigen in der Branche bis 2020 um 0,3 Prozent pro Jahr sinkt – aufgrund der zunehmenden Fokussierung auf Effizienzgewinne, während kaum neue Stellen geschaffen würden. Die grosse Party in der Bankenwelt, in der es immer nur aufwärtsging, ist also offensichtlich vorbei.

Dennoch: Schlecht geht es dem Bankensektor weiterhin nicht. Die Arbeitslosigkeit beträgt moderate 2,8 Prozent, die durchschnittlichen Fixlöhne sind unverändert die höchsten im Land. Die Credit Suisse zum Beispiel erhöhte die Lohnsumme für ihre Schweizer Bankangestellten bis zum mittleren Kader 2013 um 0,5 Prozent – nach 0,5 Prozent 2012 und 1,5 Prozent 2011. Eine Ausbildung im Bankenbereich bleibt für junge Leute weiterhin attraktiv, zumal der Finanzsektor nach wie vor ein sehr wichtiger Arbeitgeber in der Schweiz ist. Er beschäftigt fast jeden 16. Angestellten, und für Nachwuchs ist gesorgt: Jede achte KV-Lehrstelle wird gegenwärtig von einer Bank angeboten.

RESPEKT RUNTER, LOHN RAUF

Lehrerinnen und Lehrer sind zuweilen die Buhleute der Gesellschaft – doch die Vorteile des Berufs überwiegen weiterhin

Die Geschichte des Grossvaters ist unvergesslich: Als kleiner Bub erhielt er vom Lehrer einmal eine Tracht Prügel – und vom Vater ein paar Stunden später dann gleich noch eine zweite, weil dieser fand, man dürfe den Lehrer nicht ungestraft in Rage bringen. Der Schulmeister war eben eine veritable Respektsperson, und wenn er ein Kind züchtigte, musste es dafür gute Gründe geben.

Ob der Grossvater einfach eine Wandersage weitergab oder von tatsächlich Erlebtem berichtete, sei dahingestellt. Tatsache ist, dass das

Pendel mittlerweile auf die andere Seite auszuschlagen droht: Das Vertrauen breiter Bevölkerungskreise in die Lehrerschaft ist extrem gesunken. Eltern wollen den ausgebildeten Pädagogen die Gestaltung des Unterrichts und die Lerninhalte vorschreiben, mobilisieren die Medien, um «untragbare Lehrkräfte» abzuschiessen, oder beschäftigen die Schulbehörden mit Kaskaden von Anträgen.

Die Spitze des Eisbergs an Misstrauen bilden Gerichtsverfahren gegen Lehrer und Schulbehörden. 2011 wurde im Kanton Zürich in 44 Fällen gegen den Bescheid, ein Kind habe die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium nicht bestanden, rekurriert – oft mithilfe juristischer Fachleute. 43 Rekurse wurden abgewiesen. Eltern aus der Zentralschweiz, die mit der Zeugnisbewertung ihres Kindes unzufrieden waren, zogen ihren Fall sogar bis vor Bundesgericht. Dort bekam der Lehrer dann allerdings recht.

Dass die frühere Allianz zwischen Eltern und Lehrern bröckelt, zeigt auch eine Aargauer Studie: Der Druck, den unterschiedlichen Erwartungen von Eltern und Kinder gerecht zu werden, nimmt auf der Problemliste der Lehrer den dritten Platz ein. Laut dieser Studie gibt es für Lehrer zwei noch grössere Belastungen: «Schwierige Schüler» und «Reformen». Eine langjährige Aargauer Lehrerin meinte in einem Interview: «Man muss immer mehr Aufgaben und ‹Ämtli› neben dem eigentlichen Unterricht erfüllen. Diese Arbeiten können gut und gern gleichviel Zeit beanspruchen wie das Unterrichten. Der Papierkram nimmt ständig zu.» Die Lehrerin schied schliesslich mit einem Burn-out aus dem Schuldienst aus.

Rund 20 Prozent der Lehrkräfte im Aargau sollen an Burn-out oder Burn-out-Symptomen leiden, besagt die Studie. Gemäss einer anderen Untersuchung, die von der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA) durchgeführt wurde, kann die Hälfte der Lehrkräfte schlecht abschalten. Mehr als ein Viertel zeigt Stresssymptome wie Schlafprobleme, Rückenschmerzen, Gereiztheit, schlechte Laune, Nervosität, Ärger und Wutausbrüche. Die Not der Lehrer werde von der Gesellschaft aber oft nicht ernst genommen, klagen Fachleute. Viele halten Lehrer für faule Säcke, die ständig Ferien haben – in Wirklichkeit arbeiten Lehrer mit Vollpensum durchschnittlich 49 Stunden pro Woche.

Die zunehmend schlechteren Rahmenbedingungen verringern das Interesse am Beruf aber nicht. Im Gegenteil. Die Pädagogische Hochschule Zürich, die grösste Lehrer-Schule der Schweiz, verzeichnet heute rund 50 Prozent mehr Anmeldungen als vor wenigen Jahren. Dass der Lehrberuf immer beliebter wird, hat vor allem mit den glänzenden Berufsaussichten zu tun. «In den nächsten zehn Jahren werden gegen 30 000 Lehrpersonen pensioniert», sagt Beat W. Zemp, Zentralpräsident des Dachverbands Schweizer Lehrerinnen und Lehrer. «Darunter sind auch viele Männer, die mit vollem Pensum unterrichtet haben. Diese müssen nun laufend ersetzt werden.»

Wer den Lehrberuf wählt, kann auch mit anständiger Bezahlung rechnen. Der Kanton Zürich zum Beispiel hat die Löhne gerade hochgeschraubt, hier verdienen Primarlehrpersonen im ersten Dienstjahr bereits über 90 000 Franken. Und auch sonst sei Lehrer für die meisten Leute, die unterrichten, ein Traumberuf geblieben, findet Beat W. Zemp: «Weil sie selbstständig planen können, Neues ausprobieren dürfen und gern mit Kindern und Jugendlichen arbeiten.» Attraktiv macht den Beruf auch seine Flexibilität. Teilzeitarbeit ist weit verbreitet – das spricht vor allem junge Frauen an, die an den Pädagogischen Hochschulen mittlerweile eine grosse Mehrheit bilden.

Das Angebot bleibt also verlockend. Und wer weiss: Vielleicht wird die junge Generation von Lehrerinnen und Lehrern mit dem Berufsalltag besser umgehen können als jene, die jetzt in den Schulhäusern sitzt. Studien zeigen nämlich, dass vor allem ältere Lehrkräfte von einem Burn-out bedroht sind – sie haben ihren Beruf eben auch unter ganz anderen Voraussetzungen gewählt.

ANALYTIKER STATT MECHANIKER

Der Lokführer muss wie eh und je den Zug sicher von A nach B bringen – heute ist diese Aufgabe aber mit mehr Stress verbunden

Viele Traumberufe haben mit Fahrten von A nach B zu tun: Unsere mutigen Ahnen wollten zur See, unsere Grossväter wären gern Lokführer geworden, unsere Väter träumten vom Pilotendasein, wir selber sahen uns als Astronauten. Die Träumerei hielt stets mit dem technologischen Fortschritt mit. Das heisst aber nicht, die alten Fortbewegungsmittel wären passé. Die Schifffahrt zum Beispiel ist heute wesentlich attraktiver, als sie einst war – und daher sind Praktika oder Saisoneinsätze auf Fähren und Kreuzfahrtschiffen gegenwärtig sehr beliebt.

Auch wenn moderne Lokomotiven nicht mehr rauchen und schnauben wie ein grosser Drache, ist es auch noch immer ein erhebendes Gefühl, eine Zugkomposition über die Gleise zu jagen. Im Führerstand wirken die Tempi wesentlich dramatischer als durch die Fenster in den hinteren Wagen. Brücken donnern auf einen zu, Fahrten durch belebte Bahnhöfe wirken schon fast unheimlich – wie ein rasender Ritt auf einem wilden, kaum zu bremsenden Geschoss. Davon kommen viele ein Leben lang nicht los, und die Fluktuation ist bei Lokführern denn auch eher klein. Dennoch braucht es in diesem Sektor viel Nachwuchs – der öffentliche Verkehr wächst und wächst, die Fahrpläne werden dichter, die Züge verkehren immer häufiger rund um die Uhr.

Ihren Beruf erlernen Lokführer heute zum Beispiel bei Login, dem Ausbildungsverband des öffentlichen Verkehrs. Die Zahl der Ausbildungsstellen schwankt; durchschnittlich lag sie seit 2007 bei 220 im Jahr. Für jede Stelle bewerben sich über vier Interessentinnen und Interessenten; die Zahl der Bewerbungen hängt von der wirtschaftlichen Situation ab, in schwierigen Zeiten drängen mehr Leute zur Bahn.

Wer Lokführer werden will, muss eine Matura im Sack oder eine berufliche Erstausbildung absolviert haben. Den typischen Lokführer ge-

be es indessen kaum, heisst es bei Login. «Je nach Einsatzgebiet unterscheiden sich die Tätigkeiten.» Wer beispielsweise im Güterverkehr arbeite, sei häufiger in der Nacht unterwegs und müsse häufiger an- und abhängen, was physisch anspruchsvoll sei. Leute im Personenverkehr müssen hingegen auch mit Kunden umgehen können.

So oder so: Das Berufsbild hat sich verändert. Das Verständnis von elektronischen Geräten wird zum Beispiel immer wichtiger. «Die Entwicklung führt weg vom ehemaligen Schlosser oder Mechaniker hin zum Analytiker», sagt man bei Login. Denn auch die Fähigkeit, rasch viele Informationen zu verarbeiten und Entscheidungen zu treffen, wird angesichts der immer kürzeren Signalfolge und der immer höheren Geschwindigkeit wichtiger. Auch der Lokführer steht eben unter einem stetig steigenden Effizienzdruck. Die Arbeit ist anspruchsvoll und zuweilen auch stressig geworden – von Lokführer-Romantik spürt man auf den Bahnhöfen nicht mehr viel, Zeit für einen gemütlichen Schwatz oder einen Spaziergang durch den Ort gibt es kaum mehr. Doch wer gern eine 600 Tonnen schwere Komposition durch die Landschaft führt, ficht das wohl kaum an.

ANZEIGE

Berufswünsche erfüllen

Lehrgänge mit eidgenössischen oder internen Abschlüssen

JETZT ANMELDEN
Start in den nächsten 3 Monaten.

Informatik und neue Medien
- Desktop Publisher
- Webdesigner CMS
- PC-Techniker/CompTIA A+
- Cisco CCENT-Kompakt
- ECDL Core

Management & Wirtschaft
- Bürofachschule
- Handelsschule
- Personaladministration

Kultur & Kreativität
- M-Art Fotografie
- M-Art Zeichnen und Malen
- M-Art Schreiben
- M-Art Mode

Bewegung & Gesundheit
- Ernährungs-Coach
- Golf-Fitness Trainer
- Tennis-Fitness Trainer
- Fitness-Instruktor/in

Weitere Angebote finden Sie unter www.klubschule.ch

Klubschule Migros Zürich

Beratung und Anmeldung
Tel. 044 278 62 62

klubschule MIGROS

«EIN GEPLATZTER TRAUM SOLL BEDAUERT WERDEN»

Der Arbeitspsychologe **Theo Wehner** wünschte sich, dass wir häufiger Berufsträume verwirklichen und beim Arbeiten träumen

VON BENJAMIN GYGAX UND MARIUS LEUTENEGGER (TEXT) UND PHILIPP ROHNER (FOTO)

Wie stark prägen gesellschaftliche Werte unsere Vorstellungen vom Traumberuf?
Kinder müssen spielerisch Rollen einnehmen – und sie tun dies gern. Sie beschäftigen sich mit einer verberuflichten Gesellschaft, und dies zu einer Zeit, in der die eigene Berufswahl nicht ansteht. Dabei entwickeln sie ein Bild vom künftigen Tätigsein und vom In-der-Welt-Sein mit anderen. Träume vom Traumberuf sind selbstwertstärkend in einer Zeit, in der ich noch nicht selbstbewusst bin, wenn ich eben noch nicht Cowboy bin, sondern vielleicht sogar noch Angst vor Pferden habe. Bei den Rollenspielen und Tagträumen sind gesellschaftliche Werte wichtig; sie werden früh in die Köpfe von Kindern eingepflanzt.

Was geschieht mit diesen kindlichen Vorstellungen – haben wir bald ausgeträumt?
Der Volksmund sagt: «Lehrjahre sind keine Herrenjahre», hier beginne der Ernst des Lebens. Schauen wir aber, wie die Lebenszeit eingeteilt ist, sehen wir: Die Jugendzeit wird ausgedehnt, das Erwachsensein hinausgeschoben. Man hat 30-Jährige gefragt, welches die beste Entscheidung in ihrem Leben gewesen sei. Eine typische Antwort lautete: Es war jene, das Studium in der Mitte abzubrechen, noch einmal zu reisen, Praktika zu machen, dann zurückzukommen und fertig zu studieren. Erwachsensein und damit gesellschaftlich erwartete Verantwortung und Verpflichtungen zu übernehmen, ist nicht mehr so erstrebenswert, wie es für Generationen davor war. Früher war Erwachsenwerden ein Freiheits- und Gestaltungsversprechen, heute ist es fast eine Bedrohung.

Wie wichtig ist es denn überhaupt, dass wir von Berufen träumen?
So wichtig, wie uns die Gestaltung unseres Lebens ist, so sehr sind wir dazu auf unsere Träume angewiesen. Träume bergen Tagesreste, Wünsche, Illusionen, Ängste, und sie produzieren Wirklichkeitsvorstellungen vom nächsten und übernächsten Tag. Auch darin zeigt sich, dass wir antizipierende und keinesfalls reflexgesteuerte Wesen sind. Während die Fähigkeit zu träumen in jedem Einzelnen von uns liegt, sollte die Gesellschaft Rahmenbedingungen dafür zur Verfügung stellen – Raum und Zeit. Derzeit gibt es allerdings eine klare Tendenz, Denkräume einzuschränken und erst recht Traumzeit zu verknappen.

Ist es denn schlimm, wenn sich ein Berufstraum nicht verwirklicht?
Wir haben Pensionierte darüber befragt, ob sie ihren Traumberuf ausüben konnten. Vielfach kam die Antwort: Nein, geträumt habe ich von etwas ganz anderem. Aber Zufriedenheit zu finden, war trotzdem möglich.

Wie denn? Was kann der Arbeitspsychologe raten, wenn der Traum vom Beruf platzt?
Auf jeden Fall würde ich empfehlen, den Traum zu betrauern. Und nicht zu sagen: «Träume sind Schäume.» Träume wollen zumindest in Teilen verwirklicht werden. Wir müssten uns daher fragen, wo der Traum nicht mit der von uns geschaffenen Wirklichkeit übereinstimmt. Wenn jemand nicht zufrieden ist mit der Erfüllung seiner Träume, würde ich fragen: Wie nahe bist du dem Traum gekommen? Wie und wo kannst du – auch als Kassiererin – dein Selbst einbringen, obwohl Individualität fast rausreglementiert und der Job standardisiert ist? Wenn einem im Tram der Chauffeur einen schönen ersten Frühlingstag wünscht, merkt man sofort: Der bewegt sich nicht einfach entlang der Stellenbeschreibung; er bringt vielmehr etwas von sich selbst ein. Untersuchungen über die Zufriedenheit mit der Arbeit zeigen: Wichtig ist vor allem, dass ich Handlungs- und Entscheidungsspielräume habe – dass ich meine Vorstellungen, wie ich Ärztin oder Schaffner sein will, ausleben kann.

Theo Wehner absolvierte zunächst eine Berufslehre und forscht seit 1997 am Zentrum für Organisations- und Arbeitswissenschaften der ETH Zürich

«WICHTIG IST, HANDLUNGSSPIELRÄUME ZU HABEN»

Aber bewegt sich unsere Arbeitswelt nicht in die Richtung, in der jeder sich selber sein kann? Es gibt mehr Mitsprache und Kinderkrippen, man nimmt Rücksicht auf die Bedürfnisse der Mitarbeitenden ...
Schon – aber zum Träumen besserer Träume taugt unsere Arbeitsgesellschaft meiner Meinung nach nicht. Sie ist zu sehr auf Leistungserfüllung getrimmt. Wir erzielen immense Rationalisierungsgewinne: Alle 30 Jahre sind wir in der Lage, doppelt so viel herzustellen. Und wo gehen diese Gewinne hin? Warum werden sie nicht in die Entschleunigung der Arbeit und in die Schaffung von Denkräumen gesteckt? Und wir tun so, als ob die Entwicklung nicht zu stoppen wäre. Katastrophen sind eigentlich dafür da, dass man innehält – und es muss doch Katastrophe genug sein, dass wir heute prognostizieren, jeder in dieser Gesellschaft erlebe mindestens drei bis vier depressive Attacken in seinem Leben. Spanien hat im September 2012 die Siesta endgültig abgeschafft. Zu einer Zeit, in der jeder Arbeits- oder Kulturwissenschaftler raten würde: Führt sie ein, unterbrecht die ungesunde Beschleunigung und Verdichtung von Arbeit!

Sie treten für ein bedingungsloses Grundeinkommen ein. Würde es dazu führen, dass wir nur noch Traumberufe ausüben würden?
Es würde uns auf jeden Fall auffordern, ein klares Vorstellungsbild davon zu entwickeln, was wir eigentlich tun wollen, anstatt zu jobben oder gar malochen zu müssen. Käme das Grundeinkommen von heute auf morgen, wären sicher die meisten von uns überfordert und würden sich fragen: «Verdammt, was mache ich jetzt eigentlich mit der Freiheit?»

Gäbe es dann noch Leute, die bei der Müllabfuhr arbeiten würden?
Ja. Es gibt ja schon heute Leute, die sagen: «Ich weiss, der Müll muss weg» – und die diese Arbeit nicht ungern, mitunter mit Stolz verrichten, weil sie sinnvoll ist. Was sich erhöhen müsste, wäre sicher die Bezahlung und Wertschätzung oder Anerkennung der Tätigkeit. Vielleicht würde aus dem Müllmann auch Recycler – ein anderes Berufsbild, attraktiv für beide Geschlechter?

Ist ein so radikaler Umbau der Gesellschaft realistisch?
Es geht nicht so sehr um die Einführung und sofortige Umsetzung, sondern um die Diskussion darüber, wie wir arbeiten wollen. Kürzlich stellten wir die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens Oberstufenschülern vor. Die erste Reaktion war: «Wie, ich bekomme 1000 Euro, ohne dass ich etwas tun müsste? Das ist Quatsch.» Das sagen Schüler ohne grosse berufliche Perspektive! Nach und nach erkannten junge Frauen: «Wenn das so wäre, könnten wir uns zusammentun und eine kleine Schneiderei eröffnen. Die Miete und das Essen könnten wir vom Grundeinkommen bezahlen. So müssten wir nur noch die Stoffe erwirtschaften.» Die Jungs sassen immer noch da und sagten: «Nein, das geht nicht.» Die Idee regte nicht zum Träumen an, sondern blockierte sogar ihr Denken.